

Bittner, Günther

"Das Kot der Welt, in welches ich mich vertieft...". Pestalozzi als autobiographischer Denker

Zeitschrift für Pädagogik 43 (1997) 3, S. 357-373



Quellenangabe/ Reference:

Bittner, Günther: "Das Kot der Welt, in welches ich mich vertieft...". Pestalozzi als autobiographischer Denker - In: *Zeitschrift für Pädagogik* 43 (1997) 3, S. 357-373 - URN: urn:nbn:de:0111-pedocs-69860 - DOI: 10.25656/01:6986

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0111-pedocs-69860>

<https://doi.org/10.25656/01:6986>

in Kooperation mit / in cooperation with:

BELTZ JUVENTA

<http://www.juventa.de>

Nutzungsbedingungen

Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Die Nutzung stellt keine Übertragung des Eigentumsrechts an diesem Dokument dar und gilt vorbehaltlich der folgenden Einschränkungen: Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use

We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document.

This document is solely intended for your personal, non-commercial use. Use of this document does not include any transfer of property rights and it is conditional to the following limitations: All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Kontakt / Contact:

peDOCS
DIPF | Leibniz-Institut für Bildungsforschung und Bildungsinformation
Informationszentrum (IZ) Bildung
E-Mail: pedocs@dipf.de
Internet: www.pedocs.de

Digitalisiert

Zeitschrift für Pädagogik

Jahrgang 43 – Heft 3 – Mai/Juni 1997

Thema: Pädagogik in ihrer Geschichte

- 357 GÜNTHER BITTNER
„Das Kot der Welt, in welches ich mich vertieft ...“.
Pestalozzi als autobiographischer Denker
- 375 MICHAEL GEBEL/HELMUT HEILAND/HANS PROLL
Fröbel in seinen Briefen. Bemerkungen anlässlich der Edition
einer Fröbelbriefausgabe
- 395 WOLFGANG BREZINKA
Heilpädagogik an der Medizinischen Fakultät der Universität Wien.
Ihre Geschichte von 1911–1985
- 421 TOBIAS RÜLCKER
Die politischen Optionen in der Pädagogik Wilhelm Flitners.
Kontinuitäten antimodernen Denkens

Diskussion: Bildungswesen in Japan: Vorbild oder Schreckbild?

- 449 TOSHIKO ITO
Zwischen „Fassade“ und „wirklicher Absicht“.
Eine Betrachtung über die dritte Erziehungsreform in Japan
- 467 NOBUO FUJIKAWA
Der Begriff des „Ki“ und die japanische Pädagogik.
Über Konflikte zwischen westlicher und japanischer Pädagogik

Besprechungen

- 481 HORST RUMPF
Klaus Mollenhauer/Christoph Wulf (Hrsg.): *Aisthesis/Ästhetik.*
Zwischen Wahrnehmung und Bewußtsein
Pierangelo Maset: Ästhetische Bildung der Differenz.
Kunst und Pädagogik im technischen Zeitalter
*Klaus Mollenhauer: Grundfragen ästhetischer Bildung. Theoretische
und empirische Befunde zur ästhetischen Erfahrung von Kindern*

- 485 JEANNE MOLL
Reinhard Fatke/Horst Scarbath (Hrsg.): Pioniere Psychoanalytischer
Pädagogik
- 488 WOLFGANG KLAFKI
Siegling Ellger-Rüttgardt (Hrsg.): Verloren und Un-Vergessen.
Jüdische Heilpädagogik in Deutschland
- 492 PETER DUDEK
Christian Schneider/Cordelia Stilke/Bernd Leineweber: Das Erbe der
Napola. Versuch einer Generationengeschichte des Nationalsozialismus
- 495 WALTER HORNSTEIN
Martin Albert Graf: Mündigkeit und soziale Anerkennung.
Gesellschafts- und bildungstheoretische Begründungen
sozialpädagogischen Handelns

Dokumentation

- 501 Habilitationen und Promotionen in Pädagogik 1996
- 531 Pädagogische Neuerscheinungen

„Das Kot der Welt, in welches ich mich vertieft ...“

Pestalozzi als autobiographischer Denker

Zusammenfassung

Im folgenden Beitrag werden PESTALOZZIS Schriften als autobiographische Selbstreflexion gelesen und interpretiert. Dabei werden nicht vorgefertigte psychoanalytische Kategorien benutzt, sondern im Anschluß an DILTHEYS Begründungen zum autobiographischen Verstehen aus den Schriften selbst Fragestellungen entwickelt, mit denen die Texte untersucht werden.

„Als die deutsche Lehrerschaft 1845 den 100. Geburtstag Pestalozzis mit einer uns heute kaum verständlichen Begeisterung feierte, tat sie dies, weil sie glaubte, daß durch Pestalozzi eine neue Epoche des Bildungswesens eröffnet worden sei.“ Konkreter: „... daß ohne Pestalozzis Anstöße die positive Entwicklung des deutschen Volksschulwesens nicht denkbar gewesen wäre“ (LIEDTKE 1991, S. 185).

„Die Lehrerschaft des 19. Jahrhunderts verehrte den Methodiker, der das Lernen an das Prinzip der Anschauung geknüpft hat; die Reformpädagogen des 20. Jahrhunderts den Erzieher, der nicht nur mit methodischem Geschick Wissen vermittelt, sondern allen Bedürfnissen des Kindes gerecht zu werden versucht. Der sozialpädagogisch, politisch und ökonomisch engagierte Republikaner Pestalozzi fand zu jeder Zeit ebenso seine Nacheiferer wie der Bewahrer des volkstümlich Schlichten ..., der aufklärerisch philosophierende Pestalozzi ebenso wie der kindlich gläubige“ (S. 185 f.).

Nachdem uns die theologisierenden und existenzialisierenden fünfziger Jahre den „Angefochtenen“ (WÜRZBURGER 1940; HORN 1969) und den PESTALOZZI der „gläubigen Liebe“ (BALLAUFF 1957) bescherten, ging es in den politisierenden sechziger und siebziger Jahren um den politischen (RANG 1967), den gesellschaftskritischen (GUDJONS 1971), den radikaldemokratischen (KRAUSE-VILMAR 1978) PESTALOZZI. Jedes PESTALOZZI-Gedenken bestätigt und feiert im Grunde sich selbst – natürlich auch das meinige. Indem ich aber vorweg expliziere, welches der Blickwinkel sein soll, unter dem ich PESTALOZZIS Leben und Werk ins Auge fasse, will ich den Leser instand setzen, selber zu entscheiden, ob er sich meiner Perspektive anschließen will.

Ich will also PESTALOZZI als einen „autobiographischen“ Denker vorführen und zuerst kurz erklären, was das heißen soll. Das gegenwärtig sehr lebendige erziehungswissenschaftliche Interesse an autobiographischen Texten findet seine früheste wissenschaftstheoretische Begründung bei WILHELM DILTHEY. Dieser suchte in seinen „Entwürfen zur Kritik der historischen Vernunft“ (DILTHEY 1992) eine Grundlegung der Geisteswissenschaften zu geben, in der die autobiographische „Selbstbesinnung des Menschen über seinen Lebensverlauf“ (ebd., S. 200) sozusagen den Fix- und Angelpunkt bildet.

Der Anklang an KANTS Kritiken der „reinen“ und „praktischen“ Vernunft ist gewiß beabsichtigt: DILTHEY will in seinen „Entwürfen“ den Geisteswissenschaften, den historischen Wissenschaften im weitesten Sinne und ihrer Methode des Verstehens zu einer ähnlichen wissenschaftstheoretischen, kritischen Grundlegung verhelfen, wie sie KANT für die Naturerkenntnis und für die Begründung moralischer Normen gegeben hat. Unmittelbar Gegebenes und Ausgangspunkt jedes Verstehens ist das eigene Leben, der „Lebensverlauf“ (S. 194) mit seiner zeitlichen Struktur – der „Zusammenhang des Lebens“ (S. 195), der mein individuelles Einzelschicksal mit anderen Menschenschicksalen, vor allem aber mit überindividuellen Sinnfiguren in Verbindung bringt. Dieses Verstehen des je eigenen Lebens – als Lebensverlauf wie als Zusammenhang des Lebens im soeben angedeuteten Sinn – findet seine „höchste und am meisten instruktive Form“ (S. 199) in der Selbstbiographie.

DILTHEY gebraucht starke Formulierungen, um die erkenntnistheoretisch fundamentale Bedeutung der Selbstbiographie herauszuheben; sie leite uns zu „den Wurzeln alles geschichtlichen Auffassens“ (S. 200). Die autobiographische Orientierung, verbunden „mit einem grenzenlosen Bedürfnis, sich fremdem Dasein hinzugeben ...“, macht den großen Geschichtsschreiber“ (S. 201). Und nicht nur diesen, füge ich hinzu: Jeder, der etwas von der menschlichen, der sozialen Welt mit ihren diversen Bedeutungshorizonten verstehen will, sieht sich zuerst auf sein eigenes Leben verwiesen, das für ihn das unmittelbar gegebene Stück Welt und Leben überhaupt darstellt, von dem er sich weiter vortasten mag ins Menschlich-Allgemeine: als Psychologe, Soziologe, Ethnologe, vielleicht sogar als Jurist oder Mediziner und nicht zuletzt als Pädagoge.

Doch knüpft das seit den achtziger Jahren erwachte erziehungswissenschaftliche Interesse an autobiographischen Texten kaum an diese wissenschaftstheoretischen Überlegungen DILTHEYS an. Autobiographisches scheint vor allem durch seine Konkretheit attraktiv und verspricht einen Ausweg aus einer in reiner Begrifflichkeit erstarrten Erziehungstheorie (BAACKE/SCHULZE 1993). Ich hingegen möchte an DILTHEY in der ganzen Strenge seiner Argumentation wieder anknüpfen: Jede Wahrheit über Menschliches und Geschichtliches, also auch jede „pädagogische“ Wahrheit, erwächst aus der autobiographischen Perspektive, d. h. aus der Reflexion auf das eigene Leben. Dies legt zugleich – und damit komme ich zurück zu PESTALOZZI – eine andere Art der Lektüre unserer pädagogischen Klassiker nahe: Ihre erziehungstheoretischen Aussagen und ihre Erziehungspraxis stehen im Kontext einer je individuellen Biographie, sie sind „Lebenserfahrung“, aus dem eigenen Leben geschöpfte, autobiographische Erfahrung.

Ich will im folgenden PESTALOZZIS Werk als ein im Kern autobiographisches vergegenwärtigen: als eine Folge immer neuer Anläufe, die eigene Lebenserfahrung auf den Punkt zu bringen, sich in systematisch-anthropologischer Absicht über das eigene Leben Rechenschaft zu geben, in der Analyse des eigenen Lebens sich des Allgemein-Menschlichen zu vergewissern.

Einige von PESTALOZZIS Schriften sind offen autobiographisch, vor allem der im 80. Lebensjahr verfaßte „Schwanengesang“ (1826); aber auch die gleichfalls späte Schrift „Meine Lebensschicksale als Vorsteher meiner Erziehungsinstitute in Burgdorf und Iferten“ (1826), die im Kontext der Auseinandersetzungen um sein Institut in Yverdon entstanden ist; ferner der Stanser Brief (1799), in dem er

sein Erziehungsexperiment mit verwaisten Kindern beschreibt. Der „Schwanengesang“ freilich nimmt eine schon recht entrückte und distanzierte Perspektive ein; darum werden die zahlreichen Briefe heranzuziehen sein, um PESTALOZZIS Lebensgefühl zu vergegenwärtigen – und, nicht zuletzt: einige seiner theoretisch-anthropologischen Schriften. Die These, die hier vertreten werden soll, besagt nämlich, daß vor allem die anthropologischen Schriften, die „Abendstunde eines Einsiedlers“ (1779/80) und die „Nachforschungen“ (1797), als Texte der Besinnung über das eigene Leben gelesen werden müssen.

Es geht dabei auch um den Versuch einer „psychologischen“ Interpretation PESTALOZZIS. Die allgemeine PESTALOZZI-Biographik läßt uns bei diesem Vorhaben weitgehend im Stich: Weder bei LIEDTKE (1991) und STADLER (1993) noch in den älteren PESTALOZZI-Biographien sind zu seiner Psychologie nennenswerte Reflexionen zu finden; bei OELKERS/OSTERWALDER (1995) und OSTERWALDER (1996) schon gar nicht. Die Untersuchung von TRÖGER (1993) thematisiert das Autobiographische in PESTALOZZIS Werk lediglich beschränkt auf seine manifest autobiographischen Schriften, vor allem den „Schwanengesang“.

Meine Studie versteht sich als psychoanalytische, doch in anderem Sinn als die mittlerweile gängigen Psycho- und Pathographien, von denen gerade über PESTALOZZI einige vorliegen. Den Anfang machte BERNFELD mit seinen liebevoll-ironischen Anmerkungen über „Sankt Pestalozzi“, dessen Irrtümer und Mißerfolge „ihre tiefere Begründung in den Triebkonflikten“ finden, „die aus Pestalozzis Leben zu erschließen sind“ (BERNFELD 1971, Bd. 2, S. 472f.). WULLSCHLEGER (1985) diagnostizierte bei PESTALOZZI einen „narzißtischen Charakter“ mit zerfließenden Selbst- und Objektrepräsentanzen.

Zwei neuere Arbeiten über PESTALOZZI aus psychoanalytischer Perspektive sind zu würdigen, deren Intentionen sich mit meinen eng berühren, doch in einem entscheidenden Punkt, nämlich der Art ihrer Psychoanalyse-Verwendung, entschieden mit ihnen differieren:

KOLLER (1990) fragt, gestützt auf FREUD und LACAN, nach der „unbewußten Struktur des pädagogischen Verhältnisses“ (S. 5). Bei PESTALOZZI, den er JEAN PAUL gegenüberstellt, konstatiert er die „totalisierend-vereinnahmende Tendenz des dualen Liebesanspruchs“, d. h., daß „die pädagogische Liebe in Pestalozzis ... Erziehungskonzeption dazu tendiert, das Kind in eine symbiotische Bindung an den Erzieher einzuschließen, während Jean Pauls Pädagogik ... die prinzipielle Offenheit jeder Erziehung und die irreduzible Andersheit des Kindes anerkennt“ (S. 6f.).

KRAFT (1996) thematisiert am Beispiel PESTALOZZI den „Zusammenhang von Pädagogen-Biographie und pädagogischer Theorie“, d. h., es soll „gezeigt werden, wie der für die pädagogische Theoriebildung zentrale Prozeß der Legierung von biographischer Erfahrung mit theoretischer Erkenntnis gedacht werden kann“ (S. 16f.) – in der Sache genau die Intention auch der vorliegenden Überlegungen. Unterschiedlich sind indessen die Auffassungen, wie bei einer psychoanalytischen Technik der Interpretation „im einzelnen zu verfahren ist“, d. h., welche Funktion psychoanalytischen Begriffen und Theorievorgaben im Zusammenhang einer solchen Interpretation zukommt. KOLLER wendet die LACANSche Theoriefigur von Metapher und Metonymie, KRAFT das ganze Arsenal der FREUDschen Begriffe (Oralität, Analität, ödipale Krisen, Objektverlust usw. usw.) auf sein Studienobjekt PESTALOZZI an. Damit bekommen beide Interpre-

tationen, ungeachtet der Subtilität im einzelnen, einen fatal deduzierenden Charakter.

Diesen Untersuchungen liegt ein Psychoanalyse-Verständnis zu Grunde, das ich nicht teile: Psychoanalyse wisse es aufgrund ihres Theoriengerüsts und ihrer exklusiven Nomenklatur, welche dem zur Untersuchung stehenden Einzelfall appliziert werden, irgendwie besser als das betroffene Subjekt. Die Handhabung von Theoriengerüst und Vokabular weist die Psychographie als „psychoanalytisch“ aus. Gegen solches Vorgehen erheben sich zwei Bedenken:

1. Es zeugt von mangelndem Bewußtsein der historischen Relativität psychologischer Begrifflichkeit, wenn man versucht, die Seelenprobleme von Menschen vergangener Epochen in Termini unserer heutigen Seelentheorien einzufangen. Mit dem mangelnden historischen Bewußtsein der Psycho-Biographen ist HELLER (1994) hart ins Gericht gegangen: „Ficta facta: post hoc ergo propter hoc: Unkenntnis vergangener kultureller Kontexte; ein als Theorie unverlässliches, als Therapie unanwendbares Instrument der Interpretation“ (S. 28) – all dies kreidet er den Psycho-Biographen an.
2. Die psychoanalytischen Psycho- bzw. Pathographen springen mit ihren Helden auf eine Weise um, wie kein Psychoanalytiker heutzutage mit einem Patienten umgehen würde, der auf seiner Couch liegt. SCHMID (1994) warnt vor der kolonialisierenden Wirkung dieser Art psychoanalytischen Verstehens und fordert auch im Umgang mit historischen Texten den „unaufdringlichen Analytiker“ (S. 52).

Nach meinem Verständnis ist Psychoanalyse kein applizierbares theoretisch-terminologisches System, sondern eine Methode, um Texte – seien es historische oder aktuell auf der Couch gesprochene – auf Brüche, Auslassungen und Dunkelstellen abzuklopfen, „gegen den Strich“ bzw. zwischen den Zeilen zu lesen mit dem Ziel, latente, verschlüsselte, sprachlich deformierte Intentionen des Sprechers oder Schreibers ins Offene zu bringen – wobei der Theorie und Terminologie allenfalls die Funktion eines hermeneutischen Vor-Urteils zukommt, das in der konkreten Interpretation notwendig überschritten und falsifiziert wird. Es ist klar, daß solcherart Interpretation, wie ich sie hier an PESTALOZZI versuche, sich nicht allzuweit von der eigenen Sprache des betroffenen Subjekts entfernen darf – so wie wir dies in der Arbeit mit unseren psychoanalytischen Patienten ohnehin für selbstverständlich halten.

Dem „Schwanengesang“ folgend, läßt sich PESTALOZZIS Leben in drei Abschnitte gliedern:

1. die Kindheits- und Jugendjahre mit ihren hochfliegenden Idealen und ihrem „Traumsinn“;
2. die Mannesjahre mit ihrer Melancholie und dem Gefühl des Versagens. Gerade in dieser Resignationsphase entstand PESTALOZZIS bedeutendstes Werk, die „Nachforschungen“;
3. schließlich, beginnend etwa mit dem „Stanser Brief“, die eigentlich pädagogische Spätphase, verbunden mit der Überwindung der Melancholie.

1. Jugend im „Traum“

Über seine Kindheit schreibt er im „Schwanengesang“:

„Mein Vater starb mir sehr frühe, und ich mangelte von meinem sechsten Jahre an in meinen Umgebungen alles, dessen die männliche Kraftbildung in diesem Alter so dringend bedarf. Ich wuchs an der Hand der besten Mutter in dieser Rücksicht als ein Weiber- und Mutterkind auf, wie nicht bald eins in allen Rücksichten ein größeres seyn konnte. Ich kam, wie man bei uns sagt, Jahr aus Jahr ein nie hinter dem Ofen hervor; kurz, alle wesentlichen Mittel und Reize zur Entfaltung männlicher Kraft, männlicher Erfahrungen, männlicher Denkungsart und männlicher Übungen mangelten mir in dem Grad, als ich ihrer bey der Eigenheit und bey den Schwächen meiner Individualität vorzüglich bedurfte“ (PESTALOZZI, SW 28, S. 212).

„Auf der andern Seite aber lebte ich vom Morgen bis am Abend in Umgebungen, die mein Herz in einem hohen Grad belebten und ansprachen. Meine Mutter opferte sich mit gänzlicher Hingebung ihrer selbst ...“. Unterstützt wurde sie von der Magd Babeli, „einer Person ..., deren Andenken mir ewig unvergeßlich seyn wird“ (S. 213).

„Da mir die männliche Kraftbildung meines ersten Jugendlebens in meinem häuslichen Leben, wie ich gesagt habe, ganz mangelte, so war ich in allen Knabenspielen der ungewandteste und unbehülflichste unter allen meinen Mitschülern, und wollte dabey doch immer auf eine gewisse Weise mehr seyn als die andern. Das veranlaßte, daß einige von ihnen gar oft ihr Gespötte mit mir trieben. Einer, der sich hierin gegen mich auszeichnete, hängte mir den Übernamen: ‚Heiri Wunderli von Thorliken‘ an“ (S. 221).

Seinen Leichtsinn und seine Leichtgläubigkeit bringt PESTALOZZI mit einem Vorfahren in Verbindung, einem würdigen Chorherren, von dem er einige Anekdoten erzählt: Der habe einmal in seelsorgerischer Absicht eine übel beleumdete Witwe in seiner Gemeinde besucht, um sie zu mahnen. Die habe ihn aber von der Grundlosigkeit des Geredes so nachhaltig zu überzeugen gewußt, daß „der gute Mann zuletzt an alles ... bald wie ans Evangelium glaubte, und sie am Ende selber heurathete“ (S. 218) – was sich als großer Fehler herausstellte. So ein Mensch, meint PESTALOZZI, sei er selber auch gewesen.

Die frühen Versuche mit dem Landbau und der industriellen Verarbeitung von Baumwolle auf dem Birrfeld und dem Neuhof, die mit einem Konzept der Erziehung armer Kinder verbunden waren, scheiterten. Den Neuhof konnte er mit Mühe bis 1780 halten; im gleichen Jahr, als er ihn aufgeben mußte, erschien die „Abendstunde eines Einsiedlers“ – eine erste Besinnung über das eigene Leben in systematischer Absicht im Alter von 34 Jahren. Das ist ein seltsamer und sperriger Text, der sich dem Verständnis nicht leicht erschließt. Der Titel ist sicher autobiographisch zu interpretieren: PESTALOZZI schrieb aus einem Gefühl der Vereinsamung, des Am-Ende-Seins, des Vor-dem-Nichts-Stehens (vgl. DIETRICH 1983, Nachwort). Die ersten Sätze lauten:

„Der Mensch, so wie er auf dem Trohne und im Schatten des Laubdaches sich gleich ist, der Mensch in seinem Wesen, was ist er? Warum sagens die Weisen uns nicht? Warum nehmens die erhabnen Geister nicht wahr, was ihr Geschlecht sey? Braucht auch ein Bauer seinen Ochsen und lernt ihn nicht kennen? Forschet ein Hirt nicht nach der Natur seiner Schaafte?

Und ihr, die ihr den Menschen brauchet und saget, daß ihr ihn hütet und weidet, nehmet auch ihr die Mühe des Bauern für seinen Ochsen? Habt auch ihr Sorge des Hirten für seine Schaafte? Ist eure Weisheit Kenntniß eures Geschlechts und eure Güte, Güte erleuchteter Hirten des Volks? Was der Mensch ist, was er bedarf, was ihn erhebt, und was ihn erniedrigt, was ihn stärket und ihn entkräftet, das ist Bedürfniß der Hirten der Völker und Bedürfniß des Menschen in den niedrigsten Hütten“ (PESTALOZZI, SW 1, S. 285).

Wie findet man Antwort auf diese Fragen? Durch Experimente und empirische Erhebungen nicht und auch nicht durch abstrakt philosophische Spekulation über das „Wesen des Menschen“. „Was der Mensch ist, was er bedarf, was ihn erhebt und erniedrigt, was ihn stärkt und entkräftet“ – um das zu erkennen, muß ich anfangen, in mir selbst zu graben, und dann weitergraben bei den Menschen meines nahen Umkreises. Wiederum mit PESTALOZZIS Worten:

„Du kannst auf dieser Laufbahn nicht alle Wahrheit brauchen. Der Kreis des Wissens, durch den der Mensch in seiner Lage gesegnet wird, ist enge und dieser Kreis fängt nahe um ihn her, um sein Wesen, um seine nächsten Verhältnisse an, dehnt sich von da aus, und muß bey jeder Ausdehnung sich an diesem Mittelpunkte aller Segenskraft der Wahrheit richten“ (S. 290).

Aber wie? Die Wahrheit über den Menschen aus mir hervorgraben – ist das nicht schrankenloser Subjektivismus? Kann ich die Frage „Was ist der Mensch?“ einengen auf die Frage „Was bin ich?“. Ich kann es, sofern es eine Ebene gibt, auf der jeder einzelne Mensch für die ganze Menschheit steht. Noch ein weiteres Mal PESTALOZZI:

„Alle Menschheit ist in ihrem Wesen sich gleich, und hat zu ihrer Befriedigung nur eine Bahn. Darum wird die Wahrheit, die rein aus dem Innersten unsers Wesens geschöpft ist, allgemeine Menschenwahrheit seyn, sie wird Vereinigungswahrheit zwischen den Streitenden, die bey Tausenden ob ihrer Hülle sich zanken, werden“ (S. 286).

Auf diese zuletzt zitierten Sätze kommt es mir vor allem an. PESTALOZZI hat hier erstmals einen Reflexionstypus vorgeführt, der später in den „Nachforschungen“ ausgefaltet werden wird: aus dem Konkreten des je eigenen Lebens das Menschlich-Allgemeine hervorzugraben – vielleicht, mit damaligen Mitteln, eine Art Selbstanalyse.

2. *Zwanzig Jahre Melancholie*

Nachdem PESTALOZZI hatte feststellen müssen, daß er zum Landwirt nicht taugte, wurde er Schriftsteller. Er schrieb einen Erfolgsroman „Lienhard und Gertrud“,

„deren Geschichte mir, ich weiß nicht wie, aus der Feder, floß und sich von sich selbst entfaltete, ohne daß ich den geringsten Plan davon im Kopf hatte ... Das Buch stand in wenigen Wochen da, ohne daß ich eigentlich nur wußte, wie ich dazu gekommen. Ich fühlte seinen Werth, aber doch nur wie ein Mensch, der im Schläfe den Werth eines Glücks fühlt, von dem er eben träumt. Ich wußte kaum, daß ich wachte; doch fing ein erneuerter Funke von Hoffnung an, sich in mir zu regen, daß es möglich seyn möchte, meine ökonomische Lage auf dieser Bahn zu bessern und den Meinigen erträglicher zu machen“ (PESTALOZZI, SW 28, S. 237).

Doch blieb die finanzielle Lage über Jahrzehnte „bis auf den Zeitpunkt der schweizerischen Revolution“ (S. 246), d. h. bis 1798, bedrückend.

PESTALOZZIS Briefe etwa vom 40. bis über das 50. Lebensjahr hinaus sind von einer ergreifenden Düsternis und Hoffnungslosigkeit. So z. B. ein Brief an NICOLIVUS, seinen „Wunsch-Sohn“, vom 7. November 1791 (PESTALOZZI Briefe, Bd. 3, S. 265 f.):

„Die Erschöpfung meines Lebens wird mich frühzeitig und unreif verwelken machen. Meine schönen Tage sind dahin; schon jetzt hemmt Entkräftung den Muth meiner Seele, und das Nahen der Abstumpfung vieler ihrer Kräfte ist entschieden“ (S. 266).

PESTALOZZIS jahrzehntelange Melancholie kann in mannigfachen persönlich-biographischen Zusammenhängen gesehen werden. Zwei biographische Belastungen in jenen Jahren drängen sich auf: sein Schuldgefühl im Zusammenhang mit dem Leiden seines Sohnes¹ und, vielleicht mehr noch, sein Gefühl der vorwiegend ökonomischen Erfolglosigkeit. Über lange Strecken seines Lebens interpretiert er sein Scheitern vor allem als ein wirtschaftliches:

„Ich war durch Wirtschaftsfehler ... für ein halbes Menschenalter der zerschlagene Knecht eines Irrthums ...“ (Brief vom 1. Oktober 1793, Bd. 3, S. 300). Oder, noch zugespitzter, in einem späteren Brief: „Freund! Wußtest Du es nicht? Dreißig Jahr war mein Leben eine unaufhörliche oeconomische Verwirrung und ein Kampf gegen eine zur Wuth treibende Bedrängnis der äußersten Armuth! – Wußtest Du es nicht, daß mir gegen dreißig Jahren die Nothdurft des Lebens mangelte; nicht, daß ich bis auf heute weder Gesellschaft noch Kirchen besuchen kan, weil ich nicht gekleidet bin und mich nicht zu kleiden vermag?“ (Brief vom 21. Juni 1802, Bd. 4, S. 109).

Ihm ist aber doch auch zunehmend bewußt, daß es nicht nur um das Ökonomische geht, sondern auch um die Kraftprobe, die er sich mit der Bewältigung der ökonomischen Herausforderung auferlegt:

„Meine Ruh hängt indessen von meiner endlich errungenen Selbstendigkeit im ganzen Umfang des Worts und von der bloßen oeconomischen Einnahm ab. Ich vermag es nicht mehr über mich selbst, ruhig zu werden, als nur durch meinen Realsieg über mein selbst verschuldetes Ellend“ (S. 110).

PESTALOZZI hat also zunächst über lange Zeit sein Scheitern als ein ökonomisches mißverstanden, demzufolge hat er das Ökonomische zu dem Felde erkorren, auf dem er siegen will, nachdem er auf diesem Felde vom Leben geschlagen worden war. Doch mit fortschreitender „Selbstanalyse“ findet er differenzierte psychologische Gründe für sein Scheitern. Was er sich jetzt vorwirft, ist nur noch vordergründig die ökonomische Ungeschicklichkeit, vor allem jedoch die Weichherzigkeit, der Mangel an männlicher Stärke:

„Ich bin von Kindsbeinen auf den Ansprüchen eines jeden kraftvollen, selbststüchtigen Mans unterlegen und hundert- und hundertmahl einer solchen Krafft wie eine arme Maus einer Klapersperrschlange selber in den aufgesperrten Rachen hineingerant“ (Brief vom [April 1805], Bd. 4, S. 325).

PESTALOZZIS Krankheit besteht darin, daß ihm die zur Verwirklichung seines Traumes nötige Kraft abhanden gekommen ist. Je besser er das versteht und je weniger er sich bemüßigt fühlt, seinen „Realsieg“ auf wirtschaftlichem Gebiet zu gewinnen, desto günstiger werden die Bedingungen für die Wiederkehr der Kraft. Diese kommt schließlich auf anderen Wegen zu PESTALOZZI zurück, als er dachte – und ohne daß er sich zu einem Wirtschafts-genie entwickeln mußte. Schon in seinem großen Brief an NICOLOVIUS, den er mit 47 Jahren am

1 Dazu neuerdings ausführlich und mit bisher unveröffentlichtem Dokumentarmaterial KEIL (1995).

1. Oktober 1793 schrieb, interpretiert er seine Lebenskrise umfassender. Die Lebens- und Gesellschaftstheorie der „Nachforschungen“, die vier Jahre später erscheinen werden, klingt darin bereits an. Wieder beginnt er mit einer Klage über den „modernden Baum“ seines Lebens (Brief vom 1. Oktober 1793, Bd. 3, S. 299), doch dann folgt die Diagnose seiner Krankheit:

„Ich war zwar freilich von meiner Jugend an für jedes Gute empfänglich und für vieles lebhaft eingenommen. Aber das Kot der Welt, durch welches ich mich durcharbeiten sollte, hatte eine andere Ordnung, die ich nicht verstand. ... besonders verminderte der Schwindel meines unreifen Erziehungstraumes meine innere, stille Kraft“ (Bd. 3, S. 299).

„Freund, so stand ich in dem Sumpf, in den ich gefallen war, eine Weile ganz still“ (S. 300).

Doch dann erwachte sein Forscherdrang: „... die Ordnung, die das Kot dieser Welt, in welches ich mich vertieft, hat, heiter (= d. h. klar, durchsichtig; G.B.) zu machen und die Art und Weise ins Licht zu setzen, wie der Mensch, ohne wie ich darin zu versinken, sich durch dasselbe hindurch arbeiten könnte“ (S. 300).

Als Dokument psychologischer Selbstreflexion genommen, kreist der Brief um das Geheimnis der „inneren, stillen Kraft“, die der Mensch „zu ihrer größten Reinheit“ ausbildet (S. 299), über deren Kommen und Verschwinden und Wiederkommen er aber letztlich doch keine Gewalt hat, die sich seinem Wissen und Wollen immer wieder entzieht – und die darum, in unserer heutigen Sprache gesprochen, den Phänomenen des „unbewußten“ seelischen Lebens zuzurechnen ist.

Gegen Ende der Krise entsteht wieder ein großes anthropologisches Werk, sein größtes überhaupt: „Meine Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechts“ (1797). Dieses Werk trägt noch deutlicher als die „Abendstunde“ (1779/80) autobiographischen Charakter im Sinne einer Selbst-Verständigung über das eigene Leben, wieder in der Parallelisierung des eigenen Schicksals mit dem Menschheitsschicksal wie bereits in der „Abendstunde“.

Die pädagogische Tradition hat PESTALOZZIS „Nachforschungen“ stets als sein „philosophisches Hauptwerk“ angesehen (SPRANGER 1947, S. 7; LIEDTKE 1991, S. 175; STADLER 1993, Bd. 1, S. 409) – und das, obwohl der Autor selbst einleitend sagt, er könne bei seiner Untersuchung „in keinem Stük von irgend einem bestimmten philosophischen Grundsatz ausgehen“ (PESTALOZZI, SW 12, S. 6); er könne und dürfe eigentlich nichts zugrunde legen als „die einfachen Resultate, zu welchen die Erfahrungen meines Lebens mich hingeführt haben“ (S. 7). Die „Nachforschungen“ sind also ein Text der Besinnung über das eigene Leben.

Betrachten wir die offen autobiographischen Einleitungs- und Schlußpassagen, die in all den auf systematische Aussagen erpichten Interpretationen zu meist unter den Tisch fallen (vgl. OELKERS 1987; REINERT/CORNELIUS 1984). Von „zwei Männern“ ist die Rede, die „Wahrheit fürs Volk“ suchten. Der eine, hochgeborene, ist der Empfänger der Widmung, der andere ist der Verfasser selbst. Er porträtiert sich als „Müdling“ und „Träumer“, gebeugt durch „Unglück, Leiden und Irrthum“ (PESTALOZZI, SW 12, S. 5).

Der Hauptteil der „Nachforschungen“ ist nicht explizit autobiographisch, wenn auch über weite Strecken in der „Ich“-Form geschrieben: „Ich forsche ...“, „ich erkenne“ (S. 8) usw. usw. Das Ich, das hier spricht, ist ein literarisches Ich; es

ist nicht das individuelle des JOHANN HEINRICH PESTALOZZI, sondern: Ich, der Mensch. Es gibt freilich Stellen, da spricht mittendrin das individuelle Ich: z.B. wenn er seine Erörterung über das Staatsrecht beginnt: „unwillkürlich stand mir Göthes Lied vor der Seele“ (S. 31). Aber auch das allgemeine Bild des Menschen, das er zeichnet, trägt, wie er ausdrücklich betont, „das Gepräge, das die Natur meiner individuellen Entwicklung selbst gegeben, und steht folglich mit der ganzen Einseitigkeit da, mit welcher einige Gegenstände der Welt, im Gang meines Lebens, mit vielem Reiz verwoben, andere mit vielem Ekel umhüllt, einige mit grossen Erfahrungen belegt, andere von dem Schatten der Erfahrungslosigkeit verdunkelt, vor meinen Augen erscheinen“ (S. 57). Mit anderen Worten: PESTALOZZIS Wahrheit ist, auch wo sie „allgemeine Menschenwahrheit“ (PESTALOZZI, SW 1, S. 269) sein will, durch und durch autobiographische Wahrheit.

In den Schlußsätzen wird der Text wieder offen autobiographisch. Tausende, sagt er, wollen nur Sinnengenuß (den „thierischen Zustand“), zehntausend ächzen unter ihren gesellschaftlichen Pflichten (vgl. SW 12, S. 166).

„Ich kenne einen Menschen der mehr wollte, in ihm lag die Wonne der Unschuld, und ein Glauben an die Menschen, den wenige Sterbliche kennen, sein Herz war zur Freundschaft geschaffen, Liebe war seine Natur, und Treu seine innigste Neigung.

Aber es war kein Werk der Welt, er paßte in keine Ekke derselben.

Und die Welt, die ihn also fand, und nicht fragte, ob durch seine Schuld, oder durch die eines andern, zerschlug ihn mit ihrem eisernen Hammer, wie die Maurer einen unbrauchbaren Stein zum Lückenfüllen zwischen den schlechtesten Brokken“ (S. 166).

Zu dieser Stelle macht PESTALOZZI 1821 den folgenden Zusatz: „Der Mann, der damals dieses Klaglied angestimmt, lebt noch, und die Leiden, über die er klagte, dauerten in verschiedenen Gestalten noch lange fort; aber sie sind ihm zum hohen Segen geworden und er schreitet jetzt erheitert, wie er es nie mehr hoffen zu dürfen glaubte, dem Ziel seiner Lebensbestrebungen entgegen“ (zit. nach STENZEL 1993, S. 140 f.).

Interessant ist auch der folgende Punkt, den man ähnlich in THOMAS MANNS „Tod in Venedig“ (1912) finden kann: Hier wie dort stirbt am Ende das literarische Ich. „Er ist nicht mehr, du kennst ihn nicht mehr ...“; er fiel wie eine Frucht „unreif vom Baum“ (PESTALOZZI, SW 12, S. 166). Wie bei THOMAS MANN kann man auch bei PESTALOZZI fragen, was einen Autor dazu bringen mag, in der Lebensmitte ein autobiographisches Werk mit letalem Ausgang zu verfassen und diesen literarischen Tod noch um Jahrzehnte zu überleben (vgl. BITTNER 1995, S. 40)?

Auch wo einer sich, wie PESTALOZZI, theoretisch über das Wesen des Menschen ausläßt, sind diese Aussagen zugleich als Selbstklärungen zu verstehen. Es ist kaum zu bestreiten, daß PESTALOZZIS „Nachforschungen“ eine autobiographische Dimension haben, daß da einer seinem Ich, seinem Gewordensein, seinem Scheitern und seiner künftigen Lebensperspektive auf die Spur kommen will. Am autobiographischen Charakter dieses Textes hängt sein pädagogisch-systematischer Ertrag.

PESTALOZZIS Lebenskrise erstreckte sich über 20 Jahre. Überwiegend religiösen Interpretationen in der zünftigen PESTALOZZI-Literatur (z.B. HORN 1969) will ich eine psychologische gegenüberstellen. Auf PESTALOZZIS Melancholie paßt recht genau, was der Medizinhistoriker ELLENBERGER (1973) bei den gro-

Ben Psychologen FECHNER, FREUD und JUNG als „schöpferische Krankheit“ beschrieben hat:

„Eine schöpferische Krankheit folgt auf eine Periode der intensiven Beschäftigung mit einer Idee und der Suche nach einer bestimmten Wahrheit. Sie ist ein polymorpher Zustand, der die Form einer Depression, einer Neurose, psychosomatischer Beschwerden oder sogar die Form der Psychose annehmen kann ...“. Der Betroffene „leidet an einem Gefühl äußerster Isolierung ... Die Beendigung erfolgt oft rasch und ist gekennzeichnet durch eine Phase der Erheiterung. Der von dieser Krankheit Befallene geht aus seiner Probe mit einer bleibenden Persönlichkeitswandlung und der Überzeugung hervor, daß er eine große Wahrheit oder eine neue geistige Welt entdeckt hat“ (ELLENBERGER 1973, Bd. II, S. 611).

3. Die pädagogische Spätphase

Es ist nun über ein autobiographisches Dokument PESTALOZZIS zu berichten, das zugleich eines seiner herausragenden pädagogischen Dokumente ist, das den biographischen Punkt markiert, an dem PESTALOZZI erst eigentlich zum Pädagogen wurde: „Über den Aufenthalt in Stans. Brief Pestalozzis an einen Freund“ (PESTALOZZI, SW 13).

Die Interpreten (z.B. KLAFFKI 1980) haben sich überwiegend auf den gewiß hochbedeutsamen systematischen Gehalt des Briefes konzentriert; im gegenwärtigen Kontext lese ich ihn vor allem als autobiographisches Dokument.

„Freund! Ich erwache abermal aus meinem Traum, sehe abermal mein Werk vernichtet und meine schwindende Kraft unnütz verschwendet“ (PESTALOZZI, SW 13, S. 3). In diesem Anfangssatz kommen schon zwei der Schlüsselbegriffe vor: „abermal“ erwache er aus seinem Traum (wie schon öfter), und abermals geht es um die „schwindende Kraft“. Doch anders als in früheren Äußerungen aus den dreißig Jahren der Düsternis gibt es Hoffnung – zumindest, wie er fortfährt, daß „eine glückliche Nachwelt den Faden meiner Wünsche sicher da wieder anknüpfen wird, wo ich ihn lassen mußte“ (S. 3).

Aber auch aus dem Erziehungsversuch selber gibt es Gutes genug zu berichten. KLAFFKI spricht treffend von der Gnade einer „Nullpunktsituation“, wo gerade die Unzulänglichkeit der Bedingungen zugleich ungeahnte Möglichkeiten eröffnet.

„Außer einer Haushälterin allein, ohne Gehülfen, weder für den Unterricht der Kinder, noch für ihre häusliche Besorgung, trat ich unter sie, und eröffnete meine Anstalt. Ich wollte es allein, und ich mußte es schlechterdings, wenn mein Zweck erreicht werden sollte. Auf Gottes Erdboden zeigte sich niemand, der in meine Gesichtspunkte für den Unterricht, und die Führung der Kinder hätte eintreten wollen“ (S. 6).

„Meine Thränen flossen mit den ihrigen, und mein Lächeln begleitete das ihrige. Sie waren ausser der Welt, sie waren ausser Stanz, sie waren bey mir, und ich war bey ihnen. Ihre Suppe war die meinige, ihr Trank war der meinige. Ich hatte nichts, ich hatte keine Haushaltung, keine Freunde, keine Dienste um mich, ich hatte nur sie. Waren sie gesund, ich stand in ihrer Mitte, waren sie krank, ich stand an ihrer Seite. Ich schlief in ihrer Mitte. Ich war am Abend der Letzte, der ins Bett gieng, und am Morgen der Erste, der aufstand“ (S. 9f.).

Aus dieser Situation, wo er mit dem Elementaren des Lebens rang, erwuchs ihm die Idee einer „sittlichen Elementarbildung“, die auf drei Gesichtspunkten beruhen sollte, „der Erzielung einer sittlichen Gemüthsstimmung durch reine Ge-

fühle; sittlicher Uebungen durch Selbstüberwindung und Anstrengung ..., und endlich der Bewirkung einer sittlichen Ansicht durch das Nachdenken und Vergleichen ..." (S. 19).

Man kann natürlich, wie es OELKERS und OSTERWALDER (1995, 1996) tun, den Nachweis führen, daß viele von PESTALOZZIS Gedanken im ausgehenden 18. Jahrhundert irgendwo anzutreffen waren, und kann von daher seine Originalität relativieren. Was aber dennoch das Einmalige und Besondere bei PESTALOZZI ist, fällt bei den genannten Autoren unter den Tisch: daß da einer diese schönen Begriffe von Sittlichkeit und Elementarbildung aus dem Philosophenhimmel auf die Erde, d.h. in die autobiographische und narrative Perspektive holt und der Mitwelt mitteilt: Ich, JOHANN HEINRICH PESTALOZZI, mit meinem „Traumsinn“ und meiner ewig dahinschwindenden Kraft, habe es in meinem 54. Jahr endlich geschafft, den Sprung ins Wasser zu tun – vom 14. Januar bis zum 9. Juni 1799 habe ich mit diesen Prinzipien gelebt und nach diesen Prinzipien erzogen –, und das und jenes ist dabei herausgekommen. Es genügt nicht, Ideen zu haben – man muß auch zeigen, wie sich mit diesen Ideen leben läßt. Genau darin liegt PESTALOZZIS Leistung – gewiß keine absolut einmalige; es gab zu anderen Zeiten andere Pädagogen, die ähnliches unternommen haben, von seinem Schüler FRÖBEL über den so anders gelagerten MAKARENKO bis hin zu HARTMUT VON HENTIG – aber jedenfalls steht PESTALOZZI genau aufgrund dieses Unterschieds turmhoch über ROUSSEAU, der in seinem „Émile“ lediglich eine pädagogische Idee an den Ideenhimmel heftete.

Aus all dieser höchst persönlichen Erfahrung erwächst dann, was PESTALOZZIS Pädagogik ausmacht: die Elementarmethode, erstmals im „Stanser Brief“ konzipiert und später weiter ausgeführt in „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt“ (PESTALOZZI, SW 13), welche PESTALOZZI im „Schwanengesang“ als sein eigentliches pädagogisches Vermächtnis bezeichnet, und die Idee der allgemeinen Volksschule, für welche das Institut in Yverdon europaweites Vorbild wurde. „Die Lebensgeschichte Pestalozzis ist ab 1800 die Geschichte seiner Anstalt“ (LIEDTKE 1983, S. 137) – und seiner Elementarmethode, wie er sie in Burgdorf, Münchenbuchsee und Yverdon praktizierte.

Sehen wir die Dinge aus einer biographischen Perspektive, so können wir sagen: PESTALOZZI ist jetzt erst, mit 54 Jahren, „angekommen“; er hat seinen Platz in der Welt gefunden. Die Elementarmethode gab ihm sozusagen eine späte Lebensberechtigung. Auf der anderen Seite muß man sagen: Wer auf dem Weg ist, der hat die Weite vor sich – jedes Angekommensein führt zwangsläufig in die Enge. So stellt sich für den biographischen Interpreten die Frage, ob PESTALOZZI nicht doch besser in seiner „schöpferischen Krankheit“, im Zustand der Entzweiung, geblieben wäre, anstatt eins mit sich selbst und dabei doch auch ein bißchen banal und schulmeisterlich zu werden.

Pädagogische Ideen und pädagogische Schöpfungen, wollte ich zeigen, fallen nicht vom Himmel oder entspringen sozusagen jungfräulich dem Haupt ihrer Urheber, wie in der griechischen Sage die Göttin Athene dem Haupt des Zeus entsprang. Ideen und Gründungen stehen im Kontext geschichtlicher Entwicklungen – das ist das eine, in der pädagogischen Geschichtsschreibung vielfach Vermerkte. Das andere, meist Ausgeblendete, auf das in den vorliegenden Überlegungen das Hauptaugenmerk gerichtet werden sollte: Sie stehen im Kontext und sind Ertrag eines individuellen Lebens.

Seit den beiden Erziehungsversuchen in Stans und Burgdorf, die nicht völlig mißrieten, wächst die Zuversicht. So schreibt er in zwei Briefen kurz hintereinander an FRANZISKA v. HALLWYL: „Liebe, teure Freundin! Es geth, es geth, es geth in allen Theilen. Ich lösche die Schande meines Lebens aus. Die Tugend meiner Jugend erneuert sich wieder ... Es wird gehen, es wird gehen, – und wenn es geth, und wenn es geth, so wird der Stein, den die Bauleute verworfen haben, der Stein, den sie wie den schlechtesten Kiesel unter allen Koth der Mauer hingeworfen haben, mehr werden –“ (Briefe vom Februar 1799, Bd. 4, S. 20f.).

Das psychologisch interessanteste Stück von PESTALOZZIS Genesung ist der „Unfall von Cossonay“ – eine ganz persönliche und leibhaftig-konkrete Erfahrung von der Wiederkehr der verlorenen Kraft. PESTALOZZI war spätabends im Herbst 1804 auf der Landstraße gegangen und unter die Hufe eines Pferdegepanns geraten. Ehe ihn die Räder des Wagens überrollen konnten, rettete er sich mit einem gewaltigen Sprung zur Seite. Dieses Erlebnis, von den PESTALOZZI-Biographen mehr anekdotisch tradiert, der neuen, umfassenden PESTALOZZI-Biographie von STADLER gerade eine halbe Seite wert (vgl. STADLER 1993, Bd. II, S. 260), ist im psychologischen Sinne als ein Schlüsselerlebnis zu werten. Zwar blieb PESTALOZZI bis an sein Lebensende ein Mensch, der zu etwas dramatischen Gefühlsinszenierungen neigte – bei seiner Rede zum Neujahrstage von 1808 stellt er einen Sarg neben sich auf, um auf sein nahes Ende hinzuweisen (PESTALOZZI, SW 21, S. 3) –, doch scheint die melancholische Dauertrübung, die sich schon nach Stans und Burgdorf lichtete, nun endgültig überwunden zu sein.

PESTALOZZI berichtet über das Ereignis in einem Brief an seine Frau und die Frau v. HALLWYL. Ich gebe den Brief in seiner ganzen Länge (ohne das Postskriptum) wieder:

„An Frau v. Hallwyl und an Anna Pestalozzi.

Liebe Frau Oberherrin, liebe Frau Pestalozzi! Ich befeinde mich wieder eine halbe Stunde dem Orth nahe, wo ich vor vier Wochen mit der ganzen Länge meines Leibs unter den Füßen über mich her trabender Pferde zu Boden gestürzt lag, und eine Kraft, die ich in mir selbst nicht kannte, nicht einmahl ahndete, mir Gewalt gab, mich mit der Schnelligkeit des Blizes zu retten. Ich klammerte mich, auf allen Vieren liegend, mit den Händen in den Boden, schoß wie eine Kaze unter dem Bauch der laufenden Pferde auf die Seite des Wagens und hatte meinen ganzen Leib vom Scheitel bis auf die Zehen unter den laufenden Pferden weg, eh die Reder, die dem Fuß der Pferde folgten, mich erreichen konnten.

Das hat Gott gethan! Wenn jez mein Kopf darauf stünde, auf allen Vieren in gleicher Schnelligkeit seitwärts zu springen, ich würde den Sprung in doppelter, in dreifacher Zeit nicht machen. Das Gefühl der Kraft, die in diesem Augenblick in mir lag, gab mir wieder Glauben an mich selbst. Ich hatte ihn verlohren, ich glaubte die Kräfte meines Geistes und den Lebensstoff meines Leibs durch Nervenschwäche unwiederbringlich untergraben, ich fürchtete kindlich zu werden in kurzem. Entsetzen ergriff mich by diesem Gedanken; meine einzige Hoffnung war der Tod, eh das andere Übel, das mir allein fürchterlich war, aber das ich gewuß glaubte, eintrete. Und nun fand ich unter dem Fußtritt der Pferde eine Ruh bym vollen Bewußsyn der Gefahr und eine Kraft zu handeln, die ich nur der ungeschwächten Jugendkraft möglich glaubte. Als ich aufstand und meine Kleider an Arm und Leib zerrissen an mir hiengen, klopfte mein Herz nicht einmahl. Ich fragte mich lächelnd: Hab ich das gethan? Ich antwortete mir auch bestimmt: Nein, das habe nicht ich, das hat Gott gethan! Aber sintdem Gott dieses an mir gethan, sint dem, liebe Frauen, sint dem bin ich auch ein anderer Mensch. Ich glaubte vorher wie Moses sterben zu müssen, eh ich einen Fuß breit von meinem Canaan sehe. Jez glaube ich es nicht mehr; ich werde leben, und Gott wird durch mich wirken; der mich also errettet, wird das auch retten, was unendlich mehr werth ist als ich. Ich will jez nichts mehr; ich will kein Institut, kein Seminarium, keinen Orth, keinen Menschen, ich will jez nur, was Gott will, und das, was er will, wird sich von selbst geben.

Liebe Frauen, ich kene mich selbst nicht mehr; eine solche Wirkung hatte dieser Zufall auf mich. Es ist eine Ruh über mein ganzes Syn verbreitet, die ich durch mein Leben nicht kante und die mich so glücklich macht, als ich durch mein Leben nie war. Der Einfluß dieser Ruh auf meinen Körper ist so groß, daß ich alles entbehren kan, was ich vorher mir in einer wahren oder geahndeten Schwäche unentbehrlich glaubte. Ich hatte mich sint Stanz an vast täglichen Caffé, an meine Bouillon à la reine gewohnt und fand mich täglich drei bis vier Mahl so öde, daß ich vast alle Mittag eine Stunde vor dem Essen in der Küche einen Teller Suppe suchte und im Tag oft drei bis vier Mahl ein Schluck Kirschenwasser mir nothwendig glaubte. Ich wußte, daß es mich noch schwächer machte, als ich schon war; aber ich hatte so wenig Gefühl meiner Selbstkrafft, daß ich es nicht mehr möglich glaubte. Jez bin ich so voll sicherer Empfindung ungeschwächter Krafft, daß ich das alles entbehre; von Bouillon à la reine ist keine Rede mehr, ich esse alle Morgen Habersuppe; so lang ich in Yverdon bin, habe ich keine Nußschale Kirschenwasser gesehen, will geschweigen, getrunken. Es ist mir noch kein Mahl in den Sin gekommen, einen Löffel voll Suppe vor dem Essen zu begehren, und des Nachts gehe ich gewöhnlich mit einer Suppe ins Beth. Alles, was im Haus geschiht, macht keinen Eindruk auf mich; ich denke nicht, daß es mich etwas angehe. Buß und Barraud handeln, wie recht ist, und ich liege mit Kreusi meinen Büchern ob, sehe vast keinen Menschen, feinde mich tagelang wohl auf meinem Ruhbeth, und meine Arbeit geth vorwärts, wie sint zwanzig Jahren noch nie. Das mußte ich Euch schreiben; Kreusi schreibt es Euch auch. So hat Gott meine Schande, die ich nahe glaubte, von mir genohmen. Danket Gott für Euren Euch dankbaren Pestalozzi“ (Brief vom 21. November 1804, Bd. 4, S. 230 ff.).

Bei der Interpretation dieses Briefes halten wir zunächst einmal fest, daß PESTALOZZI jetzt eine andere und anscheinend ungeschminktere, wahrheitsgemäßere Schilderung seines Zustandes in den zurückliegenden Jahren gibt als in allen früheren Äußerungen: keine Rede mehr von der ökonomischen Zerrüttung oder von der mangelnden Anerkennung durch die Mitwelt, sondern: „Ich glaubte die Kräfte meines Geistes und den Lebensstoff meines Leibs durch Nervenschwäche unwiederbringlich untergraben, ich fürchtete kindlich zu werden in kurzem.“ Dies war also das eigentliche Menetekel, das über PESTALOZZI hing in den Jahren seiner Krise: die Angst vor der seelischen Zerrüttung, vor dem Wahnsinn. Der nahe bevorstehende Tod, in früheren Briefen oft beschworen, erscheint aus der Perspektive dieses Rückblicks nach Cossonay als das kleinere Übel, so daß wir berechtigt sind, überall dort, wo PESTALOZZI früher über sein zu Ende gehendes, dahinschwindendes Leben geklagt hatte, nun die neue Leseart einzusetzen: Immer fürchtete er sich in der Zeit seiner Krise vor der „Nervenschwäche“, dem „Kindlichwerden“, der geistigen Zerrüttung.

PESTALOZZIS Deutung der Ursachen seines zurückliegenden Zustandes scheint von mesmerischer Psychologie (vgl. BITTNER 1974) eingefärbt: Die Kräfte seines Geistes und der „Lebensstoff“ seines Leibes seien durch „Nervenschwäche“ untergraben. So habe er zugleich mit der „Kraft“ auch den „Glauben in sich selbst“ verloren. Die Rede von der „Kraft“ ist für PESTALOZZI die sprachliche Chiffre, in der er seine Erfahrung „unbewußter“ seelischer Dynamismen mitteilt: Eine Kraft, die er in sich selbst nicht kannte, nicht einmal ahnte, gab ihm „Gewalt“, sich mit der Schnelligkeit eines Blitzes zu retten. Noch einmal wird diese Erfahrung der Unverfügbarkeit dieser Kraft unterstrichen, wenn er wenig später reflektiert: „Wenn jez mein Kopf darauf stünde ... ich würde den Sprung in doppelter, in dreifacher Zeit nicht machen“. Mir scheint, daß PESTALOZZI hier eine persönliche Erfahrung der unverfügbaren „Gewalt“ eines unbewußten Geschehens artikuliert hat.

Er selbst gibt dem Ereignis eine religiöse Deutung: „Ich fragte mich lächelnd: Hab ich das gethan? Ich antwortete mir auch bestimmt: Nein, das habe nicht ich, das hat Gott gethan!“ Der andere in mir, der größer ist als ich, trägt bei PESTA-

LOZZI den Namen „Gott“. Darauf hat C. G. JUNG immer wieder hingewiesen, daß frühere Zeiten innere Erfahrungen des autonomen unbewußten Geschehens in einer religiösen Sprache ausdrückten. Es soll an dieser Stelle nicht die psychologische gegen die religiöse Rede ausgespielt werden; es könnte aus dieser Briefstelle jedoch Verständnis für JUNGs Abgrenzungsnote zwischen psychologischer und religiöser Sprache erwachsen, die so weit gingen, daß er beinahe „Gott“ und „das Unbewußte“ in eins fallen ließ.²

Überhaupt hat die Episode durchaus den Charakter einer Bekehrung, ob nun im religiösen oder im innerweltlich-existentiellen Verständnis des Wortes. Was PESTALOZZI über die Grundstimmung glücklicher Ruhe schreibt, hat MARIA MONTESSORI bei ihren Kindern als die Erfahrung der „Konzentration“ gekannt; auch diese hatte eine Art von Bekehrungscharakter. Es fehlt auch nicht die für die Beglaubigung von Bekehrungserlebnissen typische Argumentationsfigur: An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen! Keine Bouillon und kein Kirschwasser mehr, statt dessen Hafersuppe und ungebrochene Schaffenskraft. PESTALOZZI zeigt auch, daß er gewohnt war, auf die leibnahe, vegetativen Manifestationen des Seelischen zu achten: „Als ich aufstand ... klopfte mein Herz nicht einmal.“

Mir ist PESTALOZZIS Krankengeschichte wichtig als Beleg für die Schicksale des „doppelten Menschen“ (vgl. BITTNER 1988, S. 148 ff.): Die innere Kraft manifestiert sich in seiner Jugend als suggestiver Traum, doch der „Realsieg“ rückt in immer weitere Ferne, so daß er mit Paulus sagen kann: „Denn das Wollen liegt bei mir, das Vollbringen des Guten aber nicht“ (Röm 7.18). In dieser Zerrissenheit bleibt er über Jahrzehnte, bis sich mehr oder weniger unerwartet, ohne aktives Zutun, der Knoten löst, die Seelenkraft aus den Tiefen des Unbewußten zurückkehrt. Die „Wiederkehr der Seele“ verdichtet sich symbolisch in der Cossonay-Erfahrung, auf die PESTALOZZI in späteren Äußerungen immer wieder zurückkommt (PESTALOZZI, SW 21, S. 3f., S. 117 ff.). Besonders deutlich wird es in einer Äußerung aus dem Jahr 1808, einer Ode wiederum an FRANZISKA v. HALLWYL, an die bereits der Cossonay-Brief gerichtet gewesen war. PESTALOZZI spricht dort ausdrücklich von der Erweckung des inneren Menschen und der verlorengegangenen Kraft unter den Hufen der Pferde:

„Als ich aber unter dem Fußtritt
der Pferde
Kräfte in mir fühlte,
die ich nicht
in mir kante
und mich mit diesen Krefften
rettete
in der schrecklichsten
Todesgefahr,

da hob mich die Macht
dieses meines
erschütterten Syms
und wekte mich auf,
wie der Donner Gottes,
der in ein Haus schlegt,
den darin schlafenden Mann
aus seinem Traum wekt“
(PESTALOZZI, SW 21, S. 118).

- 2 Übrigens fühlte sich JUNG auf eine erstaunliche Weise geistesverwandt mit PESTALOZZI: Am Schluß seiner „Psychologie der Übertragung“, worin er eine recht mystisch klingende Auffassung vom Sterben und Wiedergeborenwerden in der Analyse entwickelt, hat er in einer überraschenden Wendung PESTALOZZI zum Kronzeugen aufgerufen: Seine eigenen Schlußfolgerungen würden „gelegentlich fast bis aufs Wort genau [1, G. B.] mit den Gedanken Pestalozzis übereinstreffen“. Das liege „in der Natur der Sache, nämlich in der Einsicht in das Wesen des Menschen“, begründet (JUNG, Bd. 16, S. 345).

Zum Schluß: Pestalozzi und Freud

Ich komme abschließend noch einmal zurück auf jenes Satzfragment PESTALOZZIS, das die Titelzeile für den vorliegenden Text bildet: „... die Ordnung, die das Kot dieser Welt, in welches ich mich vertieft, hat, heiter (= d. h. klar, durchsichtig; G.B.) zu machen und die Art und Weise ins Licht zu setzen, wie der Mensch, ohne wie ich darin zu versinken, sich durch dasselbe hindurch arbeiten könnte“ (Brief vom 1. Oktober 1793 Bd. 3, S. 300).

Dies, meine ich, macht PESTALOZZIS Größe aus und stellt ihn in die Reihe der introspektiv-autobiographischen Denker, von AUGUSTIN angefangen bis zu NIETZSCHE und FREUD an der Schwelle unseres zu Ende gehenden Jahrhunderts: daß da einer auf sein Leben und sein Scheitern blickt, daß er das „Kot“, die „Scheiße“, in die er gefallen ist, anfängt zu studieren und zu analysieren, um Klarheit zu bekommen: Klarheit für sich und, indem er sein Leben exemplarisch nimmt, Klarheit für die Menschheit.

Ich habe PESTALOZZI gelegentlich als einen Psychoanalytiker bezeichnet; dies darf natürlich nicht in einem allzu engen und zünftigen Sinne mißverstanden werden. FREUDS mit PESTALOZZIS vergleichbare, beide zu pädagogischen „Klassikern“ disponierende Ausgangsbasis ist diese: Ein Mann in der Mitte seiner Jahre – FREUDS „Traumdeutung“ erschien in seinem 44., PESTALOZZIS „Nachforschungen“ erschienen in seinem 41. Lebensjahr – beginnt damit, ein großes introspektives Werk zu schreiben, sich an seinem persönlichen „Fall“ des allgemeinen Gesetzes menschlichen Seins und Gewordenseins zu versichern –, und er tut dies mit den Sprach- und Denkmitteln seiner Zeit: PESTALOZZI in ROUSSEAUSchen, in KANTSchen, in LEIBNITZschen Kategorien; FREUD auf dem Hintergrund BRENTANOS, BRÜCKES, HERBARTS. Der Vergleich beider lehrt die Relativität psychologisch-introspektiver Erkenntnis. Er macht deutlich, daß innere Existenz nie Gegenstand einer „Lehre“ sein kann (vgl. WORM 1972), die man schwarz auf weiß besitzen und nach Hause tragen könnte, daß vielmehr die großen Denker menschlicher Selbsterfahrung und -reflexion – FREUD ebenso wie PESTALOZZI oder LUTHER oder AUGUSTIN – jedesmal von unterschiedlichen Ausgangspunkten zu ihrer Entdeckungsfahrt zum psychischen „Südpol“ aufgebrochen sind, ihre je eigene Spur gezogen, ihren eigenen Weg beschrieben haben. Hierin sehe ich PESTALOZZIS bleibende pädagogische Bedeutung, daß er in einer neuen, in seiner Sprache gesagt hat: So bin ich, so ist der Mensch.

PESTALOZZIS theoretische Schriften in der Weise, wie ich es hier skizziert habe, als Versuche zu verstehen, die eigene Lebenserfahrung auf den Punkt zu bringen, bedeutet selbstverständlich nicht, an ihrem systematischen Gehalt und Anspruch vorbeizusehen. Nur stellt sich die systematische Aneignung und gegebenenfalls Kritik, die als Aufgabe bestehen bleibt, schwieriger dar, wenn ein Text als systematische Aussage und zugleich als autobiographische Reflexion gelesen wird: Der Text muß dann zum einen daraufhin gelesen werden, welches Problem der Autor für sich selber damit lösen wollte, zum anderen aber daraufhin, wie weit ich, der Leser, auf dem Hintergrund einer andersartigen persönlich-gesellschaftlich-historischen „Individuallage“ seiner Lösung noch einen Sinn abgewinnen kann.

Diese Interpretationsfigur entstammt einer post-orthodoxen Auffassung von Psychoanalyse. FREUDS Theorie-Sätze, so habe ich andernorts ausgeführt (1974,

1989), enthalten keine überzeitlich-subjektlose, sondern eine persönlich-biographische Wahrheit. In ihrem Buch „Faces in a Cloud. Subjectivity in Personality Theory“ haben die amerikanischen Psychoanalytiker STOLOROW und ATWOOD (1979) ähnliche Auffassungen vertreten: Der Mensch sei wie eine Wolke, besagt der poetisch-seltene Titel des Buches; Psychologen seien Leute, die Gesichter in dieser Wolke sehen – jeder gemäß seinen persönlichen Voraussetzungen. Das gelte für FREUD selbst ebenso wie für seine Nachfahren. Psychologische bzw. psychoanalytische Theoriesysteme seien eine Art geronnener Lebenserfahrung.

Dieser besondere Charakter psychologischer (und anthropologischer) Theorien verlangt eine besondere Art von Auseinandersetzung, die deren Charakter als subjektive Verarbeitung von Lebenserfahrung berücksichtigt. Im Blick auf FREUD habe ich geschrieben: Wäre er „ein großer Physiker oder sonst ein Naturforscher gewesen, könnte uns seine Biographie gleichgültig sein. So aber muß man einfach wissen, wie es um ihn persönlich stand – um der Wahrheit der Psychoanalyse willen. Man muß wissen, aus welchem Stoff seine Gedanken gemacht waren, um ihre Stichhaltigkeit beurteilen zu können“ (BITTNER 1974, S. 8).

Analoges mag für die Beschäftigung mit PESTALOZZI gelten.

Literatur

- BAAKE, D./SCHULZE, T.: Aus Geschichten lernen. Zur Einübung pädagogischen Verstehens. Weinheim/ München 1993.
- BALLAUFF, T.: Vernünftiger Wille und gläubige Liebe. Interpretationen zu Kants und Pestalozzis Werk. Meisenheim 1957.
- BERNFELD, S.: Sankt Pestalozzi. In: S. BERNFELD: Antiautoritäre Erziehung und Psychoanalyse. Bd. 2. Meisenheim ⁴1971.
- BITTNER, G.: Das andere Ich. Rekonstruktionen zu Freud. München 1974.
- BITTNER, G.: Die Entzweiung und die Wiederkehr der Kraft. Über Pestalozzis „schöpferische Krankheit“. In: G. BITTNER: Das Unbewußte – ein Mensch im Menschen? Würzburg 1988.
- BITTNER, G.: Das Sterben denken um des Lebens willen. Neuauflage, Frankfurt a. M. 1995.
- DIETRICH, T.: Nachwort. In: J.H. PESTALOZZI: Kleine Schriften zur Volkserziehung und Menschenbildung. Bad Heilbrunn ⁵1983.
- DILTHEY, W.: Entwürfe zur Kritik der historischen Vernunft. In: W. DILTHEY: Gesammelte Schriften. Bd. VII. Göttingen ⁸1992.
- ELLENBERGER, H. F.: Die Entdeckung des Unbewußten. Bd. II. Bern/Stuttgart/Wien 1973.
- GUDJONS, H.: Gesellschaft und Erziehung in Pestalozzis Roman „Lienhard und Gertrud“. Weinheim u. a. 1971.
- HELLER, P.: Zu „Psychohistorie“ und „Psychobiographie“. In: G. BITTNER (Hrsg.): Biographien im Umbruch. Lebenslaufforschung und Vergleichende Erziehungswissenschaft. Würzburg 1994.
- HORN, H.: Glaube und Anfechtung bei Pestalozzi. Heidelberg 1969.
- JUNG, C. G.: Die Psychologie der Übertragung. GW, Bd. 16. Olten ²1976.
- KEIL, W.: „Wie Johann Heinrich seine Kinder lehrt ...“. Lebensgeschichte und Erziehung des Hans Jacob Pestalozzi. – Pestalozzis einziger Sohn zwischen Erziehungsanspruch und Erziehungswirklichkeit. Regensburg 1995.
- KLAFKI, W.: Pestalozzis „Stanser Brief“. In: J.H. PESTALOZZI: Pestalozzi über seine Anstalt in Stans/mit einer Interpretation von WOLFGANG KLAFKI. Weinheim/Basel ⁴1980.
- KOLLER, H.-C.: Die Liebe zum Kind und das Begehren des Erziehers. Erziehungskonzepte und Schreibweise pädagogischer Texte von Pestalozzi und Jean Paul. Weinheim 1990.
- KRAFT, V.: Pestalozzi oder das pädagogische Selbst. Eine Studie zur Psychoanalyse pädagogischen Denkens. Bad Heilbrunn 1996.
- KRAUSE-VILMAR, D.: Liberales Plädoyer und radikale Demokratie: Heinrich Pestalozzi und die Stäpfner Volksbewegung. Meisenheim 1978.
- LIEDTKE, M.: Johann Heinrich Pestalozzi. Reinbek 1983.

- LIEDTKE, M.: Johann Heinrich Pestalozzi (1746–1827). In: H. SCHEUDEL: *Klassiker der Pädagogik*. Bd. 1. München ²1991.
- OELKERS, J.: Wie kann der Mensch erzogen werden? Pestalozzis ‚Nachforschungen‘ als ein Hauptstück der modernen Pädagogik. In: J. GRUNTZ-STOLL (Hrsg.): *Pestalozzis Erbe – Verteidigung gegen seine Verehrer*. Heilbronn 1987.
- OELKERS, J./OSTERWALDER, F. (Hrsg.): *Pestalozzi – Umfeld und Rezeption*. Weinheim/Basel 1995.
- OSTERWALDER, F.: *Pestalozzi – ein pädagogischer Kult. Pestalozzis Wirkungsgeschichte in der Herausbildung der modernen Pädagogik*. Weinheim/Basel 1996.
- PESTALOZZI, J.H.: *Die Abendstunde eines Einsiedlers*. (1779/80.) In: J.H. PESTALOZZI: *Sämtliche Werke*, Bd. 1. Berlin/Leipzig 1927.
- PESTALOZZI, J.H.: *Meine Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechts* (1797). In: J.H. PESTALOZZI: *Sämtliche Werke*, Bd. 12. Berlin/Leipzig 1938.
- PESTALOZZI, J.H.: *Über den Aufenthalt in Stans. Brief Pestalozzis an einen Freund*. (1797.) In: J.H. PESTALOZZI: *Sämtliche Werke*, Bd. 13. Berlin/Leipzig 1932.
- PESTALOZZI, J.H.: *Wie Gertrud ihre Kinder lehrt, ein Versuch den Müttern Anleitung zu geben, ihre Kinder selbst zu unterrichten in Briefen von Heinrich Pestalozzi*. (1801.) In: J.H. PESTALOZZI: *Sämtliche Werke*, Bd. 13. Berlin/Leipzig 1932.
- PESTALOZZI, J.H.: *An die Einzige*. (1808.) In: J.H. PESTALOZZI: *Sämtliche Werke*, Bd. 21. Zürich 1964.
- PESTALOZZI, J.H.: *Meine Lebensschicksale*. (1826.) In: J.H. PESTALOZZI: *Sämtliche Werke*, Bd. 27. Zürich 1976.
- PESTALOZZI, J.H.: *Schwanengesang* (1826). In: J.H. PESTALOZZI: *Sämtliche Werke*, Bd. 28. Zürich 1976.
- PESTALOZZI, J.H.: (1768–1805) *Sämtliche Briefe*, Bd. 2–4. Zürich 1946–1951.
- RANG, A.: *Der politische Pestalozzi*. Frankfurt a. M. 1967.
- REINERT, G.-B./CORNELIUS, P.: *Johann Heinrich Pestalozzi. Anthropologisches Denken und Handeln, ein pädagogisches Konzept für unsere Zeit*. Düsseldorf 1984.
- SCHMID, V.: *Ist Psychoanalyse für Biographieforschung tauglich? Möglichkeiten und Grenzen ihres Beitrags*. In: G. BITTNER (Hrsg.): *Biographien im Umbruch. Lebenslaufforschung und Vergleichende Erziehungswissenschaft*. Würzburg 1994.
- SPRANGER, E.: *Die Magie der Seele*. Tübingen 1947.
- STADLER, P.: *Pestalozzi. Geschichtliche Biographie*. 2 Bde. Zürich ²1993.
- STENZEL, A. (Hrsg.): *Meine Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechts von J.H. Pestalozzi* (1797). Bad Heilbrunn ⁴1993.
- STOLOROW, R.D./ATWOOD, G.E.: *Faces in a Cloud. Subjectivity in Personality Theory*. London/New York 1979.
- TRÖGER, B.: *‘Ich kenne einen Menschen, der mehr wollte‘. Untersuchungen zur Autobiographie Johann Heinrich Pestalozzis*. Frankfurt a. M./Berlin 1993.
- WORM, H.: *Zur Dialektik von Affekt-, Sozial- und Ich-Bildung. Pestalozzi und Freud*. Heidelberg 1972.
- WULLSCHLEGER, O.: *Alles für andere, alles für sich. Studien zur Person Johann Heinrich Pestalozzi*. Frankfurt a. M. 1985.
- WÜRZBURGER, K.: *Der Angefochtene. Ein Buch über Heinrich Pestalozzi*. Zürich 1940.

Abstract

The author reads and interprets PESTALOZZI's writings as an autobiographical self-reflection. In this, he does not rely on ready-made psycho-analytical categories, but rather examines the texts on the basis of questions deduced from the writings themselves following DILTHEY's concept of an autobiographical understanding. The crises and experiences of PESTALOZZI's life have entered his theoretical texts and have changed without the texts themselves losing their systematic message.

Anschrift des Autors

Prof. Dr. Günther Bittner, Universität Würzburg, Institut für Pädagogik I,
Am Hubland, Gebäude 7, 97074 Würzburg